

Reorganisation der christlichen Armee.

Von P. Albert M. Weiß O. Pr., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

Das erste, woran eine gute Heeresverwaltung selbst nach einem siegreichen Kriege geht, ist, wie der Ausdruck lautet, die Reorganisation der Armee: bis auf den letzten Knopf wird Alles ausgebessert oder neu angeschafft, damit das Heer für einen künftigen Feldzug vollständig gerüstet dastehé. Aber wenn auch kein Krieg in Aussicht ist, so dauert diese Arbeit der Reorganisation von einem Jahr zum anderen und das ganze Jahr hindurch fort. Waffen, Munition, Vorräthe, Zeughäuser, Exercier-Ordnung, Schlagfertigkeit des ganzen Heeres, alles wird ununterbrochen untersucht, verbessert, erneuert, um die Kriegsbereitschaft aufrecht zu erhalten. Was es kostet, darum frägt man nicht, das Murren der Völker kommt nicht in Betracht, keine Anstrengung ist zu groß für diesen Zweck.

Wir haben hier weder die Aufgabe, noch den Willen, zu untersuchen, ob in diesem Stücke nicht doch da oder dort des Guten zu viel geschehe. Wir betrachten nur die Weisheit, die dieser unausgesetzten Thätigkeit zugrunde liegt. Diese aber ist der Ausfluss so vieler Beobachtungen und so langer Erfahrungen, und die Lehrmeisterin einer so bewunderungswürdigen Vorsicht, daß es allen denen, die zum Heere des obersten Kriegsherrn gehören, wohl ansteht, in die Schule zu den Meistern der weltlichen Kriegsführung zu gehen.

Denn leider, das können wir uns nicht verhehlen — die Welt weiß es ohnehin besser als wir — es steht bei uns mit der Rüstung zur steten Kriegsbereitschaft keineswegs immer und überall so, wie es bei jenen Herren der Fall ist, die um jeden Preis ihren ruhmvollen Namen zu erhalten entschlossen sind. Bei uns wirken ver-

schiedene Ursachen zusammen, um da und dort einen Geist hervorzurufen, auf den wir nicht stolz zu sein brauchen, einen Geist, der wohl geeignet ist, uns ernste Bedenken einzuflößen.

Von dem alten Erbfehler der Menschheit, dem Hang zur Gemächlichkeit, wollen wir nicht im Besonderen sprechen. Er ist ja nicht uns ausschließlich eigen. Freilich ist es traurig, dass wir, die wir der Welt und unserer Zeit zumal so gerne Genusssucht und Weichlichkeit vorwerfen, darin keinen stärkeren Antrieb finden, diesem Feind in unserem eigenen Innern den Krieg zu erklären.

Ein anderer Grund, der uns schon etwas mehr eigen zu sein scheint, ist die verkehrte Nutzanwendung, die wir so leicht von jedem Erfolge machen. Haben wir einen kleinen Sieg errungen oder haben unsere Gegner sich selber eine Niederlage bereitet, so halten wir schon Alles für gewonnen und lassen die Dinge wieder den alten Weg gehen, der uns soeben an den Rand des Verderbens geführt hat. Zum Theil ist es unser alter Hausfreund, jener Geist der Flauheit, der unsere Ermüdung als Bundesgenossin zu Hilfe ruft, um uns die Überzeugung beizubringen, wir hätten nun das Unserige genügend gethan. Zum Theil ist es ein viel gefährlicherer Feind, der uns zur Selbstgenügsamkeit verleitet, der geistige Stolz, der uns die kleinen Errungenchaften in übertriebener Größe vor Augen stellt und uns mit jener Selbstzuversicht erfüllt, die immer die Vorbotin der Erschlaffung und der Niederlage ist. Diese Wirkung jeder Wendung zum Besseren ist so heimisch bei uns, dass man uns, und nicht ohne Grund, schon oft gesagt hat, für uns Katholiken sei ein Sieg gar nicht einmal gut, wir führen immer besser, wenn wir tüchtig bedrängt seien. Der heilige Ignatius muss davon tief überzeugt gewesen sein, sonst hätte er seiner Stiftung wohl nicht die Gabe der Verfolgung als besondere Gnade erbeten.

Der gefährlichste Grund unserer Saumseligkeit und Schläfrigkeit ist aber eine verkehrte Auffassung vom Neubernatürlichen. Da bringen wir am unrechten Orte wieder herein, was wir dort, wo es am Platz gewesen wäre, an der Hochschätzung des Neubernatürlichen haben fehlen lassen.

Sagt man uns, wir möchten doch nicht allzuviel von den menschlichen und den modernen Mitteln erwarten, sagt man uns, wir möchten vielmehr bedenken, dass die Grundsätze des Evangeliums und der alten kirchlichen Pastoral, dass das Gebet und die Übung

der christlichen Tugend und Asceze auch heute noch ihre Wirkung hätten und eine größere als alle menschlichen Mittel zusammen, die wir damit beileibe nicht zu unterschätzen oder gar zu verwerfen brauchten, dann fällt unsere Antwort nicht gerade immer zu Ehren des Ueber-natürlichen aus.

Sieht uns aber jemand eine Zeit lang zu, wie wir es in Wirklichkeit treiben und sagt uns dann, wenn wir mit unserer heiligen Sache vorankommen und die Gegner überflügeln wollten, so müßten wir die Dinge schon etwas ernster angreifen und uns nicht so leicht mit dem Schein und mit hohen Worten zufriedengeben, dann sind wir auf einmal von einer ganz übermäßigen Verehrung für das Uebernatürliche erfüllt.

Unsere Mahnung zum eifrigen Studium, sagt uns der Theologie-studierende, verrathe einigen Rationalismus, denn sie klinge fast als ob wir dächten, die Kraft unserer Predigt hänge von der Wissenschaft und nicht vielmehr vom Glauben ab. Nur Schwarzseherei oder Mangel an Vertrauen auf Gott, sagen uns manchmal selbst Führer der öffentlichen Bewegung, könnten uns den Gedanken eingeben, daß rasche, äußerliche Erfolge allein noch nicht so viel bedeuten, sondern daß es sich um innerliche sittliche Erneuerung der Massen und der Gesellschaft handle; das aber meinen sie mitunter, sei pedantische Stubenauffassung, die vom wirklichen Leben nichts verstehe und in diesem Falle doppelt übel angebracht sei, da es ja noch immer gut hinaus gegangen sei, ein deutlicher Beweis dafür, daß Gott seine Kirche nicht verlasse. Und reden wir vollends von Dingen, die etwas in die Seele schneiden, z. B. von der so dringlichen Abstinenz- und Temperenzbewegung, so fehlt nicht viel daran, daß man uns zum Ketzer temple, indem man sagt, eine so finstere Lebensauffassung sei ein Ausfluß der düsteren protestantischen Geister und verkehre die ganze katholische Thätigkeit, indem man uns glauben machen wolle, wir könnten die Unmäßigkeit und die Ausschweifung mit natürlichen Mitteln bekämpfen, da wir doch statt deren den Empfang der heiligen Sacramente hätten.

Die zuletzt angeführte Aussicht, überhaupt unser ganzes Verhalten in der Frage von der Abstinenz, mag am besten als Beispiel dafür dienen, wie es in der Wirklichkeit mit unserer Kriegsbereitschaft steht. Unseren übernatürlichen Kriegsvorrath, den Glauben an die göttliche Vorsehung, die unzertörbare Kraft der Kirche und die Wirksamkeit der Sacramente betrachten wir als Talismane, die uns so

ziemlich die eigene Thätigkeit ersparen sollen, und wo wir selber thätig sind, da soll wieder die rein weltliche Wirksamkeit die Übungen erzeugen, wodurch wir unsere christliche Kriegstüchtigkeit ausbilden müssen, Wachsamkeit, Gebet und Abtötung. Tritt das schon zutage in Fragen von solcher Dringlichkeit und von so praktischer Bedeutung wie die eben genannte Abstinenzbewegung — (hoffentlich findet sich einmal Gelegenheit, von ihr eingehend zu reden) — so lässt sich leicht ermessen, wie es dort steht, wo die Dinge nicht in gleicher Weise zum Himmel schreien.

Somit ist es gewiss angezeigt, dass wir diesmal, an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts, einmal wieder mit ganzem Ernst in uns selber einfahren, und das vornehmen, was man am besten in moderner Sprache Reorganisation der christlichen Armee nennt.

Um zu erfahren, wie dieser Ausdruck zu verstehen ist, mag es gut sein, uns vor Augen zu stellen, wie man ihn gegenwärtig in militärischen Kreisen auffasst. Dieses Thema wird begreiflich in Frankreich viel verhandelt. Infolge dessen sind dort manche beachtenswerte Abhandlungen erschienen, Abhandlungen, die, nebenbei gesagt, insbesondere auch denen empfohlen seien, die sich mit der socialen Frage, modern gesprochen, mit der Reorganisation der gesellschaftlichen Armee befassen. Wir wollen uns hier nur an eine dieser Abhandlungen halten, die eine gute Zusammenfassung der eben in französischen militärischen Kreisen herrschenden Ideen bietet, einen Vortrag, den E. Boutroux in der Militärshule von Saint-Cyr gehalten und dann in der Revue de Paris (1898, 15. November) veröffentlicht hat.

Vor allem braucht eine Armee tüchtige Waffen und eine gediegene Ausbildung und Schulung. Das ist jedoch eine so selbstverständliche Sache, dass der Verfasser davon nicht eingehender spricht.

Wohl aber glaubt er mit allem Nachdruck hervorheben zu müssen, dass alle technische, wissenschaftliche und berufsmäßige Ausbildung wenig bedeutet, wenn eine gewisse moralische Kraft abgeht. In allen großen Kriegen der Vergangenheit, das lasse sich leicht nachweisen, habe sich der Erfolg immer nach dem Vorhandensein oder dem Mangel dieser inneren Kraft gerichtet. Die künftigen Kriege würden allerdings ein Aufgebot von äußerlichen Machtmitteln mit sich bringen, dass die Kriege der Vorzeit ein Kinderspiel dagegen gewesen seien, dennoch bleibe auch für diese das Ausschlaggebende die sittliche Stählung der Soldaten. Darum komme alles darauf an,

den Soldaten im Geiste der Disciplin und des Gehorsams, im Geiste der Selbstverleugnung und der Charakterstärke und im Bewußtsein seiner Verpflichtung gegen das große Ganze, das Vaterland, heranzubilden. Dann könne man sich mit Zuversicht in jeden Krieg wagen.

Diese Ausführungen können auch von uns nicht genug beherziget werden. Sie halten so ziemlich die richtige Mitte zwischen zwei einseitigen Gegensäcken ein. Zu allen Zeiten hat sich, wie es leicht begreiflich nahe liegt, die etwas stark materialistische Ansicht geltend gemacht, es komme im Kampfe einzig auf die Menge der Kämpfenden und die Güte der Waffen an. Dieser handgreiflich sehr oberflächlichen Anschauung gegenüber haben neuerlich manche Militärschriftsteller, zum Theil verleitet durch das Studium der Feldzüge Napoleons und ähnlicher Größen, zum Theil unter dem Einfluss der modernen Heroenthorie von Carlyle und Nietzsche, die Lehre ausgebildet, nicht die Waffen, nicht die Massen, nicht die Heere gewinnen den Sieg, sondern einzig die Überlegenheit der obersten Leitung.

In beiden Ansichten liegt ein Kern von Wahrheit, aber beide sind Halbwahrheiten und Uebertreibungen. Ohne Waffen und ohne geschulte Soldaten kann auch ein Alexander oder ein Napoleon nichts anfangen. Ohne einen Leonidas werden selbst die Helden von Thermopylä nicht lange standhalten. Wo aber die drei Dinge zusammentreffen, aufopferungsvolle, heldenmuthige Geister, eine tüchtige Führung und eine wenigstens halbwegs entsprechende Bewaffnung und Schulung, da lässt sich ein Erfolg erwarten.

Das erste, was zu einer starken Armee gehört, ist selbstverständlich eine einheitliche, mächtige Leitung, der sich die Soldaten mit vollem Vertrauen überlassen können. Das Vertrauen auf den Führer ist das Lebensprincip des Heeres. Solange die Soldaten überzeugt sind, dass die Heeressführung unüberwindlich ist, solange sind sie selber schwer zu besiegen.

In einem gewöhnlichen Heere hat aber die oberste Leitung keineswegs die Gewissheit der Unbesiegbarkeit, wie sie der Kirche zugesichert ist. Darum hängt bei jener, bis zu einem gewissen Grade selbst bei der kirchlichen Obrigkeit, die ja auch nebenher menschlich fühlt, die Zuversicht von der Ueberzeugung ab, dass sie sich selbst in den größten Gefahren und wo die schwersten Opfer gefordert werden müssen, unbedingt auf die Untergebenen verlassen kann. Die

moralische Kraft eines Führers oder Tonangebers ist zuletzt ebenso die Frucht aus der Anhänglichkeit und Zuverlässigkeit des Gesamten, wie aus der eigenen Seelenstärke; ein schlechter Vorstand oder Volksredner, der das nicht aus eigener Empfindung bestätigen könnte.

Somit ist das Zweite, was eine Armee stark macht, die moralische Kraft. Diese geht aus von der äußerlichen Disciplin, hat aber ihren eigentlichen Sitz im Innern. Nur wo der Geist des Gehorsams nach oben, der des Zusammenhaltens mit allen nach außen, der des Opfer-sinnes und der Selbstverleugnung nach innen, und endlich der aus der Hingebung an das große, gemeinsame Ganze hervorgehende Gemeingeist, nur wo diese vier Eigenschaften das Heer beseelen, dort kann man sich mit Zuversicht der Armee bedienen, dort wird sie wie ein einziges Waffenstück, dort braucht man selbst bei Niederlagen nicht den Muth zu verlieren, wenn nur diese innere Verfassung nicht gebrochen ist.

Dass auch die Bewaffnung und die Handhabung der Hilfsmittel ihren großen Wert hat, wurde bereits gesagt. Unter den drei Bedingungen zur Herstellung eines siegreichen Heeres nimmt indes dieses Erfordernis den letzten Rang ein.

So wichtig also alle äußerlichen Dinge sind, die zur Ausrüstung einer Armee gehören, so ist es doch wahr, dass das innere Leben, die moralische Kraft, der Punkt ist, um den sich das ganze ungeheuere Getriebe wie um seine Angeln dreht.

Mit Recht gibt deshalb Boutroux auf die Frage, ob sich denn auch diese Aufgabe lösen lasse, die tieffinnige und aller Beherzigung werte Antwort: Wir wollen es hoffen, denn groß ist die Macht des Beispieles. Wie sehr moralische Kräfte durch eine einzige überlegene moralische Kraft geweckt und gestählt werden können, das braucht nicht gesagt zu werden. Gehen die, denen es vor allem zusteht, mit ihrem Beispiel voran, so bildet sich das Ganze trotz aller Schwierigkeit nach ihnen.

Das alles trifft nun auf die christliche Armee so genau zu, dass eine Anwendung auf sie kaum nöthig ist, als höchstens, damit wir mit Beschämung erfüllt werden, wenn wir uns hier wieder einmal sagen müssen: „Die Kinder der Welt sind in ihrer Art klüger als die Söhne des Lichtes“ (Luk. 16, 18.). Immerhin gibt uns dieser Gegenstand einiges zu denken.

Vor allem mögen uns diese Erwägungen sagen, was von jener Hoffnungsseligkeit zu halten ist, die da meint, wir würden alsbald die ganze Welt, wie man sich auszudrücken pflegt, in die Tasche stecken können, wenn wir nur ihre Waffen und ihre Kampfesweise annähmen, und uns nach ihrem Vorbilde modernisierten.

Es ist kaum nöthig, zu bemerken, dass wir die Letzten sind, die Verwahrung einlegen gegen den Satz, dass wir auf die Bedürfnisse und auf die veränderten Verhältnisse der Zeit Rücksicht nehmen, das heißt, dass wir die Waffen, die uns Christus in die Hände gegeben hat, gegen die modernen Irrthümer und Gefahren richten müssen. Wir haben das so oft gesagt und haben so oft Vorwürfe gegen jene erhoben, die das nicht genügend thun, dass wir eher Grund haben, unsere Ansicht gegen Missdeutung und Uebertreibung zu schützen.

Etwas anderes ist es jedoch, wenn so manche nicht satt werden, uns die vom Herrn selbst gefertigten und geweihten, die durch den siegreichen Gebrauch von Jahrhunderten bewährten Waffen aus den Händen zu reden und uns dafür andere, moderner aussehende anzupreisen. Keine biblische, keine patriaratische, keine scholastische Theologie mehr, so heißt es nur allzuoft, sondern eine zeitgemäße Wissenschaft! Weg mit der engherzigen Auffassung von der Bibel — vielleicht auch mit dem Tridentinum, das uns bei der Auslegung der Bibel ein wenig in die engen Schranken der Ueberlieferung weist — dafür eine freiere, der modernen Wissenschaft entsprechende kritische Behandlung des Schrifttextes! Nur keine lateinische Sprache mehr in der Theologie, sondern ein gut hegelisches oder ein papierenes Zeitungsdeutsch, damit unsere Theologen lernen, mit ihrer Muttersprache etwas faulerwälser umzugehen. Dann wird man bald sehen, dass uns unsere Zeit auch wieder als Fleisch von ihrem Fleisch, als Bein von ihrem Bein betrachtet, und dann wird sie um unsertwillen freudig glauben, was sie um Gotteswillen nie geglaubt hätte.

Diese und ähnliche Reden, die so viel Selbstironie enthalten, dass man fast an ihrem Ernst zweifeln möchte, stehen ganz auf derselben Höhe, wie jene Vorstellungen, die unbedingt den Sieg verheißen, wenn man nur ein neues Gewehr oder ein neues Kaliber annehme. Was davon zu halten ist, das hat der letzte, große Krieg gezeigt. Das französische Gewehr war gewiss vorzüglich, dennoch unterlagen die sonst so ausgezeichneten Soldaten, die es führten, und zwar, wie versichert wird, zu einem guten Theil gerade deshalb,

weil sie auf dieses Gewehr zu große Erwartungen setzten und darüber ihre persönlichen Vorzüge einbüßten. Und dabei handelte es sich doch um eine unzweifelhaft vorzügliche, überlegene Waffe. Kann man das auch sagen von der protestantischen Bibelersetzung und von der rationalistischen Philosophie und von dem halsbrecherischen Deutsch, von den lackierten Fahrmarktwaffen, womit wir das alte Arsenal der Väter und der Theologen, besser gesagt der Kirche, überflüssig machen wollen!

Und selbst wenn, haben denn wir das Recht dazu? In einem Heere eine Waffe einzuführen oder zu ändern steht doch in allen civilisierten Ländern der obersten Heeresverwaltung zu. Höchstens bei rohen Horden oder bei einem Massenaufgebot, wo auch Kinder und Weiber zusammenströmen, bringt jeder seine Phantasiewaffe mit, wie sie eben zur Hand ist.

An diese Phantasiewaffen, um nicht zu sagen Kinderpielzeuge, erinnert es aber, wenn nun vollends eine abenteuerliche Schar von Rettern des Christenthums aufzieht, die den theologischen Waffen überhaupt jede Bedeutung im Kampfe der Geister absprechen und sich dafür vermeissen, mit Zeitungsartikeln, mit Belletristik, mit Novellen, mit Theateraufführungen, mit Veranstaltung von Festlichkeiten, Ausflügen und Aufzügen, mit Musikaufführungen, Trinkgelagen, Commerzen, Bällen der gefährdeten Religion des Kreuzes neue Anhänger zuzuführen.

Nein, die Waffen, die uns anvertraut sind, der Panzer der Gerechtigkeit, der Schild des Glaubens, das Schwert des göttlichen Wortes (Eph. 6, 14 ff.), das sind keine fleischlichen Waffen, die der Rost frisst, keine Waffen, die wir ohne langes Besinnen mit jedem beliebigen Eisen oder Blech vertauschen dürfen, keine Waffen, die wir nur zur Parade tragen, sondern es sind Waffen, die ihre Wirksamkeit von Gott haben, also auch derart sein müssen, dass Gott sich ihrer bedienen kann. Denn worauf es bei ihrem Gebrauch abgesehen ist, das ist die Zerstörung der Festungen, die sich der Böse gebaut hat, und die Unterwerfung des aufrührerischen Verstandes unter den Gehorsam gegen Jesus Christus (2. Cor. 10, 4 ff.).

Dies also ist das erste, was wir uns wieder klar machen müssen, wenn es sich um die Reorganisation der christlichen Armee handelt.

Das zweite, das hiezu erfordert wird, hat für den, der noch katholisch denkt, weniger Schwierigkeiten. Es ist der Glaube, dass

die Führung, der unser Heer anvertraut ist, von Gott gesetzt, von Gott geleitet und darum unüberwindlich ist. In dieser Ueberzeugung ruht die Stärke der christlichen Armee und jedes einzelnen Mitgliedes.

Wenn wir sagten, dieser Punkt habe keine besonderen Schwierigkeiten, so gilt das übrigens doch nur, solange es sich bloß um den Glauben im allgemeinen handelt. Soll der Einzelne für seine Person in einem besonderen Falle davon praktischen Gebrauch machen, so kann es schon sein, dass ihm dieser Glaube große Kämpfe kostet, zumal, wenn er eine Lieblingsmeinung oder eine Handlungsweise, die ihm theuer ist, preisgeben soll, oder wenn er sich einem Oberen gegenüber befindet, dem er sich persönlich überlegen glaubt, oder wenn die Kirche ihre Autorität geltend macht durch eine Einrichtung, die ihm nicht nach Geschmack ist. Aber wie die militärische Disciplin alle diese Bedenken zu Boden schlägt, so muss auch die Zucht des christlichen Gehorsames dasselbe fertig bringen, nur mit dem Unterschiede, dass jene einen Cadavergehorsam erzeugt, diese aber ein innerliches Opfer der Geister, der Herzen und der Gewissen.

Dagegen erhebt sich nun immer gerne die Einwendung: Ja, wenn nur aber auch die kirchlichen Oberen wären, wie sie sein sollten, wenn sie nur in jedes Feuer durch Dick und Dünn giengen! Dieser christliche Wunsch führt uns zu einer weiteren Bemerkung, die zu diesem Gegenstande gehört. Wir wollen absehen davon, dass es doch etwas fraglich ist, ob die besten Heerführer gerade die sind, die wie Karl XII. auf jede Kanonenmündung losstürzen. Aber gesetzt auch, ein Oberer sei zu jedem Sturm bereit, wird nicht ein Blick auf seine Mannschaft leicht seinen Muth dämpfen? Die Meisten haben gar nichts dagegen, dass sich der Obere in die Gefahr begibt, wenn nur sie aus dem Spiel bleiben, und von den wenigen, die vor Kampfmuth dürften, zielt der eine rechts, der andere links, dem dritten ist es zu früh, der vierte findet, dass der richtige Augenblick schon verpasst sei. Da erklärt sich die Bedenklichkeit mancher Zauderer unschwer. Die Schuld liegt aber oft weit mehr an den ärgsten Tadlern, als an ihnen selber. Möchten sich doch die Unzufriedenen den Satz klar machen, einen Satz, der in der Kriegsführung von höchster Wichtigkeit ist, den Satz, dass es Sache der Untergebenen ist, die Oberen zu unterstützen durch treues Zusammenhalten mit ihnen und durch den Geist des freudigen Opfermutthes, der jenen die Ueberzeugung bei bringt, dass sie alles wagen dürfen ohne Gefahr

verlassen in Schande dazustehen und selbst die bisherige Stellung in Gefahr zu bringen. Es versteht sich von selbst, daß auch die Vorgesetzten ihre Pflichten haben und sie erfüllen müssen, daß sie nicht sich selbst, ihre Ehre, ihren Nutzen, ihren Vortheil, sondern Gottes Ehre allein suchen dürfen und durch ihr Beispiel allen voranleuchten müssen. —

Dies führt uns von selbst auf den dritten Punkt, von dem die Reorganisation der christlichen Armee abhängt, den wichtigsten von allen, die Auffrischung der moralischen Kraft im ganzen Heer und in all' seinen einzelnen Mitgliedern.

Darüber ist nach dem, was wir aus dem Munde eines militärischen Erziehers gehört haben, nicht mehr viel zu sagen. Wenn sich einsichtige Officiere Erfolg nur versprechen, sobald sie Soldaten voll Gehorsam, Diensteifer und Treue, voll Opfergeist, Selbstverleugnung und Pflichtgefühl unter sich haben, dann dürfen wir fast die Hände vors Gesicht halten, jedenfalls zu einer ernsten Prüfung auf das Herz legen. Wenn die Soldaten, die den bunten Rock tragen, im Frieden so viel sprechen, sich auch so leicht mit hohen Worten zufriedengeben und sich schon ihres guten Willens wegen für unübertreffliche Helden ansehen würden, dann könnte es schon sein, daß einem General das Vertrauen mitunter etwas sinken würde, weil er sich sagte, daß die lauten Worte und die starken Thaten oft gar sehr im Widerspruch stehen. Darum übt er eben seine Truppen im Schweigen, in jeder Art von Abhärtung und Überwindung, weil er weiß, daß anders die militärischen Tugenden nicht gedeihen. Ob wir je die kriegstüchtige Truppe werden, die wir gerne werden möchten, wenn wir einen anderen Weg einschlagen, als den der Uebung in jeder christlichen Tugend, zumal in den soldatischen Tugenden, das heißt der Abtötung, der innerlichen sowohl, als der äußerlichen, das braucht nach dem Gesagten wohl kaum lang untersucht zu werden. Der göttliche Heiland, unser oberster Kriegsherr, hat uns in seinen Dienst genommen mit der Lösung: Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die, die Gewalt brauchen, reißen es an sich (Matth. 11, 12). Er hat das gesagt für Menschen und in einer Zeit, da dieser Grundsatz gewiß nicht sehr einschmeichelnd war. Dass er uns heute nicht recht zusagen will, das ist für ihn kein Grund, davon Abstand zu nehmen. Es hat auch noch nie verlautet, dass er ihn abgeschwächt, geschweige abgeschafft habe. Wir dürfen mit Zuversicht sagen, dass

dieser Satz das Programm ist, der aller Erziehung für den Kriegsdienst Jesu Christi in seiner Militärfakademie zugrunde gelegt wird. An diesem Satze kann man am sichersten prüfen, wie viel einer vom Geist eines echten Soldaten Christi an sich habe. So viel einer dieses Wort versteht und übt, so viel kann sich sein oberster Kriegsherr auf ihn verlassen.

Kann man das aber auch ausführen? Nun, wenn es der Soldat ausführen kann, weil ihn der Zwang oder die Liebe zum Vaterlande oder das Ehrgesühl treibt, und weil ihn das Beispiel seiner Kameraden ermutigt, dann wird doch auch auf uns der Wille des Herrn, die Liebe zur Kirche, das christliche Ehrgesühl und das hinreichende Beispiel des Herrn und seiner Heiligen so viel Einfluss haben, dass wir alle Bedenken unserer feigen Natur überwinden. Darum lässt sich der Apostel auf keine weitere Verhandlung ein, sondern sagt einfach: Strenge dich an wie ein guter Soldat Jesu Christi, denn der einen Kampf zu kämpfen hat, erhält den Siegeskranz nicht, er hätte denn rechtmäßig gekämpft (2. Timoth. 2, 3ff.). Thue das jeder für seine Person, stärke sich jeder am Vorbilde der Edelsten und der Besten, bedenke jeder, dass er ein Beispiel, ein Schauspiel ist für die Welt, für Engel wie für die Menschen (1. Cor. 4, 9), und es wird ein neuer Geist einziehen in die christliche Armee, alle mit sich fortreißen und Wunder thun.

Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie des 19. Jahrhunderts.

Von Victor Cathrein S. J., Valkenburg, Holland.

Heute stehen alle Wissenschaften unter dem Zauber der „Entwicklung“. Vielleicht keine andere Idee beherrscht seit einem Jahrhundert so sehr alle Gebiete des Wissens, wie die Idee der „Entwicklung“, der Evolutionsgedanke. Wollte man mit einem Worte das eben abgelaufene 19. Jahrhundert in seinem philosophischen Denken charakterisieren, so könnte man es füglich das Jahrhundert des Evolutionismus nennen.

Es dürfte sich der Mühe lohnen, das allmähliche Eindringen des Entwicklungsgedankens in die Geisteswissenschaften, insbesondere in die Philosophie, zu verfolgen und auf seine letzten logischen Consequenzen hinzuweisen.

Zwar hat der Menschheit nie der Begriff der Entwicklung gefehlt und ebensowenig der Glaube an eine auf bestimmten Gebieten